

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 9 (1936-1937)

Heft: 6

Rubrik: Kleine Beiträge

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Erwachsenenbildung und Schule

Von Dr. HELENE TURNAU, Davos

Es liegt im Wesen der Pädagogik, daß alles, was am Rande des Gebiets für besonders schwierige Aufgaben herausgefunden wird, der Hauptaufgabe in der Schule zugute kommt. Pestalozzi erfand für die armen Kinder in Stans eine so drastische Art des Buchstabierens, daß man sie seitdem auch bei den aufnahmefähigeren Schülern anwendet, und Maria Montessori läßt sich ihre zurückgebliebenen Zöglinge so geschickt in der Umgebung zurechtfinden, daß man in etlichen Kindergärten für normale Kinder auf ihre Methoden zurückgreift. Mit der dabei ersparten Kraft können die gut veranlagten Kinder neue Aufgaben in Angriff nehmen.

Mit der Erwachsenenbildung steht es ähnlich. Junge Arbeiter zu lehren, die kein Gesetz in die Schule schickt, die nur kommen, wenn sie sich innerlich gefesselt fühlen, ist schwer. Der erwachsene junge Mensch will so angefaßt werden, daß er sich frei fühlt, und die Haltung des Lehrers ist dabei so, daß Schiller sie in seinem Sprachgebrauch als „Anmut“ bezeichnen würde. Der Erwachsene muß kein vorgeschriebenes Pensum erledigen wie das Schulkind, aber der Lehrer muß dafür jedesmal von neuem sehen, wo er an des Schülers Erfahrungen anknüpfen, wie er seine praktischen Kenntnisse vertiefen und erweitern kann. „Einen Königsweg zur Mathematik gibt es nicht“, sagte ein Gelehrter im Altertum. Aber der Lehrer für Erwachsene, die nicht mehr ihre erste Frische zum Aufnehmen mitbringen und nur dann Zeit zum Studieren finden, wenn sie gerade arbeitslos sind, muß eben *doch* eine Art Königsweg für sie finden. Er muß aus engster Fühlung mit seinen Leuten mit ihnen zusammen Fragen stellen und mit ihnen zusammen darauf antworten. *Er geht mit ihnen gleichsam auf einem neuen Pfad, den sie selber einschlagen, einen schon bekannten Berg hinauf, und muß dabei sehen, daß bei aller Freiheit und Lebendigkeit dieses Wanderns die Schüler nicht glauben, Pioniere im Urwald zu sein und als Forscher in neue Gebiete vorzudringen.* Vor der Lebensarbeit der Forscher, die sich über viele Generationen erstreckt, muß man auch heute, da *Leben* die erste Forderung ist, Achtung bewahren. Der Führer auf dem Weg gibt sich als ein Mensch, der nur „zufällig“ gerade mehr als die anderen über den in Rede stehenden Gegenstand nachgedacht und etwa darüber gelesen hat. Er ist ein Suchender wie sie.

Diese Haltung des Lehrers ist nur aus einer Gemeinschaft heraus möglich. In Deutschland gelang sie erst recht, als die jungen Akademiker mit den Handarbeitern zusammen aus dem Kriege zurückkamen, durch gemeinsame Not und gemeinsames Verlangen mit ihnen eng verbunden. Damals entstanden „Heime“, in denen Arbeiter und Arbeiterinnen wohnten, miteinander und mit ihren Lehrern und Lehrerinnen lebten, und in denen sie aus dem gemeinsamen Dasein heraus am Abend

zu diskutieren begannen. Probleme und Schwierigkeiten gab es auch da genug, auch aus ihnen kann man lernen.

Von der Notwendigkeit, eine „Lebensgemeinschaft in Arbeit, Schmerz und Freude“ zu bilden, geht *Fritz Wartenweiler* aus in seiner Schrift „*Volksbildungsheime — wozu?*“. „Das Heim ist der Ort, wo sich die Menschen etwas angehen. Im Heim ist das Wichtige — weder Vortrag noch Diskussion, weder „Leistung“ des Lehrers noch Arbeit des „Schülers“. Wohl werden im Volksbildungsheim Vorträge gehalten und Bilder gezeigt. Wohl versuchen die ständigen Lehrer und die gelegentlichen Besuche, Sachverständige aus allen Lebensgebieten, in gemeinverständlicher Form darzustellen, was ihnen wichtig ist. Wohl schließt sich beinahe jeder Darbietung eine Aussprache an. Da melden sich Fragen über das, was nicht verstanden wurde, Einwände gegenüber dem, was dem Hörer fremd und unglaublich vorkommt. Wohl fehlt auch im Heim die gute Musik nicht, so wenig wie die gute bildende Kunst. Allein dies alles ist nicht das Wichtige. *Das Wichtige ist das gemeinsame Leben.*“ Wartenweiler schildert, wie die *Schweizerischen Volksbildungsheime* entstanden sind, und läßt von Mitarbeitern das Volkshochschulheim Casoja für Mädchen, die Heimatwoche im Turbachtal, das Frauenleben im „Heim“ Neukirch an der Thur und einiges aus der Bildungsarbeit mit jungen Männern darstellen. Früher, vor dem Kriege, hat man in Deutschland von „Volksbildung“ in dem Sinne gesprochen, daß der „Gebildete“ sich dem „Volk“ zuwendet. Heute versteht man unter „Volksbildung“, *daß man miteinander immer mehr zu einem „Volk“ zusammenwachsen will.* „Sind wir Schweizer ein Volk? Warum lassen wir unsere besten Kräfte brach liegen? Verwandeln wir unsere Möglichkeiten in Wirklichkeiten?“

So wie die Volksverbundenheit und das gemeinsame Leben der Boden sein müssen, aus dem immer neu die gemeinsame Arbeit herauswächst, so muß die religiöse Verbundenheit die Sphäre sein, die alle umhüllt und das Ziel, dem sie zustreben. Sonst wäre diese Arbeit nicht denkbar. Auch darüber spricht Wartenweiler.

In der Schule liegt vieles anders als bei dem geschilderten Unterricht: in die Schule gehen Kinder, die in der Regel ihre Hauptzeit dem Lernen widmen, die bestimmte Kenntnisse erwerben müssen, die niemals eine Lebensgemeinschaft bilden können. Es wird sich also sehr vieles, was vom Volksbildungsheim gesagt wird, für die Schule von vornherein als unmöglich herausstellen. Anderes aber wird der Leser der Wartenweilerschen Schrift *auch in der Schule anstreben*, und in manchem wird er geradezu *die Methoden der Volksbildungsheime für den Schulunterricht übernehmen*.

(Fritz Wartenweiler, *Volksbildungsheime — wozu?* 176 S., kart., Fr. 2.50. Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich.)

Kleine Beiträge

Ergebnisse von dem Internationalen Sportärztekongreß, Berlin

Es ist in Laien- und Ärztekreisen weitverbreiteter Irrtum, daß die Aufgabe des Sportarztes hauptsächlich in der Behandlung von Sportverletzungen und andern Sportschäden bestehe. Einer der führenden deutschen Sportärzte, Ministerialrat Dr. Mallwitz, hat demgegenüber kürzlich einmal betont, daß der Sportarzt in erster Linie ein *Arzt für die Gesunden* ist, dessen Aufgabe also darin besteht, durch zweckmäßige Ratschläge und Maßnahmen Schäden zu vermeiden und die Leistung zu fördern. Dazu gehört vor allem die *Überwachung der Ernährung* des Sportmannes. Der Internationale Sportärztekongreß, der im August seine Tagung in Berlin beendete, widmete diesem Thema mehrere Vorträge.

Professor Graf-Würzburg sprach auf dem Kongreß über die Ernährung im Training und vor Wettkämpfen. Gerade über die sportliche Diät gehen die Ansichten der Forscher außerordentlich weit auseinander. Sicher dürfte sein, daß es eine „beste“ Form der Ernährung nicht gibt, sondern daß die Gewöhnung durch Überlieferung und die persönliche Anpassung eine große Rolle spielt. Man kann die Japaner nicht mit viel Hammelfleisch und saftigen Steaks und die Argentinier nicht mit Reis zu Höchstleistungen bringen. Eine gewisse Umstellung von der gewohnten Ernährung auf eine Spezialdiät ist wohl möglich, doch darf sie nicht erst während des Trainings beginnen, sondern muß sehr frühzeitig einsetzen.

Auch Vegetarier haben schon Rekorde erzielt.

Die Frage, ob für Höchstleistungen Fleisch, also tierisches Eiweiß, wichtig ist, wird von den Fachleuten verschieden beurteilt. Nach Prof. Schenk sollen Eigelb und Öl, vor dem Wettkampf in größeren Mengen genossen, die Ausdauer erhöhen, während Fleisch die Kraftentwicklung steigert. Der alte Spruch von dem „Beafsteak mehr“, das schwächlichen Jünglingen zur Stärkung empfohlen wird, hat demnach eine gewisse Berechtigung. — Der Wiener Ernährungsforscher Prof. Noorden ist allerdings der Meinung, daß auch Vegetarier in schwierigen sportlichen Wettkämpfen schon Sieger geblieben seien und daß die Höchstleistungen nicht unbedingt an besonders gesteigerten Eiweißgehalt gebunden sind. Es ist im übrigen auch noch die Frage, ob überhaupt die Dauerleistung, die körperliche Schwerarbeit erfordert und für die man eine gewisse Eiweißmenge in der Nahrung verlangt, mit der sportlichen Leistung gleichgesetzt werden darf. Beim Sport kommt es auf Konzentration und Willen an, die neben der Fähigkeit zu meist kurzen körperlichen Höchstleistungen eine so große Rolle spielen, daß man fast die Sportleistung mit der Geistesarbeit vergleichen könnte. Gerade auf die seelischen Momente der Sportleistung muß auch die Ernährung Rücksicht nehmen.

Muskelstoffwechsel und Ermüdung.

Der Stoffwechsel des Sportlers war von jeher ein Gegenstand eingehender ärztlicher Untersuchungen. Prof. Schenk-Danzig, der übrigens auch im Olympischen Dorf die Wettkämpfer betreute, machte dazu interessante Ausführungen. Nach eingehender Schilderung des Muskelstoffwechsels und der Rolle, welche die Milchsäure bei Ermüdung und Übertraining spielt, zeigte Prof. Schenk, wie der Wettkämpfer seine Ernährung auf Höchstleistungen einstellen kann. Kurz vor dem Kampf kommt es außerdem darauf an, die Muskeln reaktionsfähig zu halten. Wärme erhöht erfahrungsgemäß ihre Arbeitsgeschwindigkeit. Sowohl die „Aufwärmerunden“, die viele Läufer zu laufen pflegen, ehe der eigentliche Kampf beginnt, als auch das Einhüllen in Decken dienen dem gleichen Zweck. Jeder Wettkämpfer bringt sich vor dem Start in Schweiß, weil er den Wert einer guten Hautatmung kennt. Sie scheidet die Stoffwechsel-schlacken viel gründlicher aus als Lungen und Niere.

Die drei Griffmethoden des Tennis.

Der „Tennisarm“, eine entzündliche Bewegung des Ellbogengelenks, ist eine gefürchtete Erscheinung des „weißen“ Sports. O. B. Deiter-London wies darauf hin, daß verschiedene Symptome am Ellbogengelenk oft fälschlich als Tennisarm bezeichnet werden. Man ist durch eingehendes Studium zur Erkenntnis gekommen, daß durch besondere Reizungen verschiedener Muskeln diese eigenartige Erscheinung entsteht, die unterschieden werden muß von den durch ungeschickte Bewegungen oder auch nur durch Überanstrengung verursachten Schmerzen und Entzündungen. — Dr. Sakurai, Tokio, teilte die Resultate von Untersuchungen an 54 führenden Tennisspielern mit, die ergeben haben, daß es drei verschiedene „Griffmethoden“ im Tennis gibt, die „östliche“, die „westliche“ und die „kontinentale“. Weder beim „östlichen“ noch beim „westlichen“ Griff wurde jemals ein Tennisarm festgestellt, häufiger dagegen beim kontinentalen Griff. — Im übrigen gibt es heute einfache Massagemethoden, die den „Tennisarm“ leicht heilen.

Die Frau auf dem Sportplatz.

Ob eine Frau überhaupt Diskuswerfen, Hockeyspielen, Hürdenlauf betreiben und ob sie gar sich dem anstrengenden Wettkampfbetrieb aussetzen dürfe, das war lange auch von hervorragenden Frauenärzten ernsthaft umstritten. Daß sie während gewisser Perioden der weiblichen Entwicklung nicht auf den Sportplatz gehöre, ist noch heute die Ansicht mancher Ärzte. Angesichts der außerordentlichen Bedeutung dieser Frage für die gesamte sporttreibende Frauenwelt, mußte sich auch der Internationale Sportärztekongreß mit ihr auseinandersetzen. Prof. Dr. Mayr, der bekannte Tübinger Gynäkologe, gab einen Überblick über die statistischen Feststellungen und

die ärztliche Theorie, die heute von den überlieferten Anschauungen wesentlich abweicht.

Es sei völlig falsch, so meinte Prof. Mayr, für Störungen im monatlichen Ablauf der weiblichen Funktionen von vornherein den Sport verantwortlich zu machen. Zuerst müsse immer erst festgestellt werden, ob nicht andere Gründe vorliegen. Höchstleistungen, Rekordversuche und anstrengende Wettkämpfe sind allerdings an bestimmten Tagen wohl für alle Frauen nicht ratsam. Prof. Mayr ist der Ansicht, daß in jedem Falle der Arzt die Entscheidung hat, die er erst nach gründlicher Untersuchung fällen darf. Nicht anders ist es mit der Frage, ob eine Frau während der Schwangerschaft Sport treiben dürfe. Auch hier ist die Ängstlichkeit der älteren Generation nicht am Platze, die den Frauen in solchem Zustand sogar das Eisenbahnfahren verbieten wollte. Durch körperliche Anstrengungen kann nach den heutigen Erfahrungen ein gesundes Kind nicht vorzeitig geboren werden. Selbstverständlich kann auch hier nur der Frauenarzt nach genauer Prüfung entscheiden, was die werdende Mutter sich zumuten darf.

„Sportmedizin“.

Für die Behandlung bestimmter Krankheiten sind die „dosierbaren“ Sportarten, wie Rudern, Wandern, Schwimmen, sehr wertvoll. Bei überstandener schwerer Krankheit ist eine solche Behandlung mit Sport als Medizin zur Überleitung in die Berufsarbeit oft von großem Nutzen. — Herzbehandlung mit Sportübungen empfiehlt der Vortragende zusammen mit Atemgymnastik und Massageheilbädern, wenn die körperlich-seelische Konstitution und die Krankheitsdiagnose es zulassen. Auch für erhöhten Blutdruck kann mäßiger Sport in vorsichtiger Dosierung nützlich sein. Der praktische Arzt sollte die Sportmedizin in sein Behandlungsprogramm aufnehmen, er kann viel Gutes damit erwirken.

Dr. L. Kühle.

Eine neue englische Schultype

Der Absolvent einer englischen Volksschule kann bekanntlich nicht sofort ein Gymnasium beziehen. Er muß vielmehr zunächst für drei oder vier Jahre in eine sogenannte Preparatory-School gehen. Diese hat die Aufgabe, das Schülermaterial dahingehend zu sieben, daß nur wirklich befähigte Schüler einem höheren Mittelschulstudium zugeführt werden. Da die Preparatory-school aber doch für eine Mehrzahl gewissermaßen einen Abschluß ihrer theoretischen Bildung für das Leben bedeutet, ist man neuerdings bestrebt, diese zu reformieren. Diese Reformen werden aber keineswegs einheitlich vorgenommen, da neunzig Prozent aller Schulen des britischen Weltreiches Privatschulen und keiner gemeinsamen Behörde unterstellt sind.

Den bestehenden Mängeln versuchen die sogenannten Dalton-Schulen, deren erste in dem Dorfe Dorking in der Grafschaft Surrey vor etwa sechs Jahren gegründet wurde, teilweise mit Erfolg zu begegnen. Dalton war ein scharfer Beobachter. Er fragte sich zunächst, worauf die vielen Mißerfolge von Schülern zurückzuführen seien, und mußte feststellen, daß ein Schüler keineswegs immer in allen Gegenständen gleich schlecht stehe. Er schuf das sogenannte freie System. Dem Schüler bleibt es anheimgestellt, in welcher Reihenfolge und in welcher Zeit er den Stoff der gewählten Schultype bewältigen will. Auch, ob er gleichzeitig alle Gegenstände oder immer nur zwei oder drei auf einmal zu studieren wünscht. In einer Dalton-Schule gibt es ebenso viele Klassenzimmer wie Gegenstände, und die Schüler werden nicht nach dem Alter, sondern nach dem Stoff, den sie studieren, eingeteilt. So kann es möglich sein, daß ein Zögling etwa im Latein bereits den Lehrstoff des vierten Jahrganges durchnimmt, während er in Mathematik noch in der Unterstufe ist. Man kann daher schlimmstenfalls in einem Gegenstand durchfallen, keinesfalls aber ein Jahr verlieren, was für viele Eltern einen schweren finanziellen Schlag, für den Schüler schwere seelische Depressionen, vielleicht sogar das Ende seines Studiums bedeuten kann.

Eine weitere Reform Daltons besteht darin, daß er den Sport, der noch heute in den ersten Erziehungsinstituten des Landes wie Eton und Harrow, eine dominierende Stellung einnimmt, entthront und ihm jene sekundäre Bedeutung zugewiesen hat, die ihm in den Schulen des übrigen europäischen Kontinents schon zukommt.

Auch ein völlig neuer Gegenstand wurde eingeführt: Allgemeinwissen. In Form von zweimal wöchentlich stattfindenden Konversationsabenden werden sämtliche Fragen des öffentlichen, politischen und gesellschaftlichen Lebens gründlich durchbesprochen und der Versuch unternommen, unreife oder kindische Vorstellungen der einzelnen Zöglinge richtigzustellen.

Dr. H. Reitzer.

Das Jugendrecht im Kanton Zürich

Herausgegeben von der Erziehungsdirektion des Kantons Zürich, 1936, 470 S. Fr. 4.—.

Wer mit Jugendhilfe, Jugendschutz und Jugenderziehung praktisch zu tun hat, wird der zürcherischen Erziehungsdirektion dankbar sein für diese vom kantonalen Jugendamt ausgearbeitete umfassende Zusammenstellung aller in dieses Gebiet einschlagenden Rechtsvorschriften und im besondern für die reichhaltigen, die Praxis und Judikatur verarbeitenden Anmerkungen.

Die Systematik des Buches ist keine juristische, sondern eine der praktischen Jugendfürsorge entsprechende. Jedem Abschnitt der Jugendhilfe ist ein Kapitel gewidmet, in welchem in einem einleitenden Text zunächst summarisch die einschlägigen Probleme aufgezeigt werden. Daran anschließend sind für jedes Gebiet aus Bundes- und kantonalem Recht, aus Gesetzen, Verordnungen und Kreisschreiben, aus Zivil-, Straf- und Verwaltungsrecht die einschlägigen rechtlichen Vorschriften übersichtlich geordnet zusammengestellt. Wichtig für den praktischen Gebrauch sind die vielen Anmerkungen, die einen eigentlichen Kommentar zu den gesetzlichen Vorschriften darstellen.

Ein erstes Kapitel betrifft die allgemeine Rechtsstellung der Jugend, wie sie sich aus dem Zivilgesetzbuch ergibt. Dann werden im Kapitel über die Hilfe für Mutter, Säugling und Kleinkind die Mutterschutzbestimmungen, die Bestimmungen über die Mütterhilfe in der Krankenversicherung, über die Geburtshilfe, über die Kindergärten und über den strafrechtlichen Schutz des Neugeborenen und Ungeborenen angeführt. Bei der Hilfe für das Schulkind werden die Fürsorge für die Schulkinder durch die Schule und die Kinderarbeit behandelt. Besonders wertvoll ist der Abschnitt über die Hilfe für die schulentlassene Jugend vor allem durch die Zusammenstellung der stark zersplitterten Vorschriften über das Arbeitsrecht der Jugend. Weitere Abschnitte betreffen die wirtschaftliche, die gesundheitliche und die erzieherische Jugendhilfe, sowie die Hilfe für die anormale Jugend. Im letzten Kapitel wird die Organisation der Jugendhilfe im Kanton Zürich, besonders im kantonalen Jugendamt und in der Stiftung Pro Juventute dargestellt.

Für den praktischen Gebrauch ist das Buch mit einem Sachregister und einem Gesetzesregister, sowie nach jedem Kapitel mit leeren Seiten für Nachträge versehen.

Das Buch wird ein unentbehrliches Mittel für alle sein, die im Kanton Zürich mit der Jugendfürsorge in irgendeiner Weise zu tun haben. Aber auch für den Gebrauch außerhalb des Kantons gibt das Buch eine sehr gute Zusammenstellung und Erläuterung der bundesrechtlichen Bestimmungen und mannigfache Anregung durch die vollständige Bearbeitung der Probleme unter Angabe der zürcherischen Lösungen, die zum Vergleich herausfordern. Für Vorträge und journalistische Arbeiten über Jugendhilfe jeder Art wird man hier reiches Material finden.

Aber das Buch weist an sich in die Zukunft auf ein Postulat hin: Es ist eine wichtige Vorstufe zu einem allgemeinen Jugendwohlfahrtsgesetz, das die gesamte rechtliche Stellung der Jugend ordnen würde. Und vielleicht ist es noch in anderer Weise

fruchtbar: Es ist zu hoffen, daß die vortreffliche Zusammenstellung des Materials für den Ausbau der Jugendhilfe auch in andern Kantonen neue Kräfte wecken werde. Dr. E. Wolfer.

„Zum Sprachproblem“

schreibt Arthur Welti, Sprecher am Radio Zürich, in der Zeitschrift „Der Geistesarbeiter“ (Nr. 7/8):

„Einer klaren Diskussion zuliebe, zuerst ein paar Definitionen: Hochdeutsch nenne ich die Sprache, die auf der deutschen Bühne seit 1896 erstrebt und auch zu hohem Prozentsatz erreicht wird. Deutsche Philologen, Schauspieler, Sänger und Regisseure von Namen finden sich seit jener Zeit in bestimmten Abständen zusammen und regulieren die stets schwankende Aussprache des deutschen Wortschatzes und seiner Neubildungen. So etwas wie ein arithmetisches Mittel aus allen deutschen Mundarten ist also das „Bühnenhochdeutsch“. Bei der Fixierung entscheiden Ethymologie, Klangästhetik, Sprechbarkeit und nicht zuletzt die Häufigkeit des Vorkommens. Von den vielleicht hundert Regeln, die die Norm eindämmen, gehen — sagen wir einmal — dreißig dem Alemannen wider den Strich; sie machen ihm das Hochdeutsche (abgesehen von der Grammatik, die es auch tut!) zu einer Fremdsprache.

Den Begriff „Schriftdeutsch“ möchte ich nicht gebrauchen, wenn ich von der gesprochenen Sprache rede. Das geschriebene Deutsch ist ja nicht das gesprochene, wir haben keine phonetische Schrift. Wir sollten uns also erst einigen über die verschiedenen Lautwerte. Was bedeuten denn: ei, ai, eu, äu, ie, ä, e (selbständig, als Suffix und Präfix), ch, s, die Endsilbe —ig, t, p, ll, mm und anderes mehr. Außer Hochdeutsch, das die Bühnensprache ist, kenne ich nur noch: schlechtes Hochdeutsch (mit dialektischen Färbungen aus Berlin, Wien, Zürich oder Bern) und die Dialekte.

Da der Zürcher den Berner schwer versteht (vor allem schriftlich!), aber auch aus andern Gründen: weil z. B. der Lyriker mit gewissen Lautwerten rechnen will, der Dramatiker Einheitlichkeit in einem ernsten Dialog verlangt und der Schauspieler seine Organe auf bestimmte Klanggebung einfahren muß — darum brauchen wir eine Einheitssprache, und darum haben wir uns stillschweigend den andern 60 Millionen Deutschsprechenden „gleichschalten lassen“.

Wo das hinaus will, wird man denken! — Ich muß leider weit ausholen, soll die Diskussion auf breiter Basis ruhen. Wenn ein Zürcher oder gar ein Berner sagen würde: „Mussiö, tonne mua öng scholi lifer“, dann täte man ihn zu den schweizerischen Untermenschen. Es versteht sich eben von selbst, daß er das Französische ausspricht wie ein waschechter Franzose. Italienisch gar lieblosen unsere nicht gerade wohlklingenden deutschschweizerischen Kehlen oft mit butterweichen „dsch“ und offenen o-Lauten, so daß sogar der affektierteste Toskaner lächeln muß. Aber Deutsch? Das ist ein notwendiges Übel. Man spricht es, seit seligen Primarschulzeiten, wie's eben kommt. Und weil dem Bünzli die fremde Sprache, die er nicht ganz beherrscht, doch irgendwie imponiert, nimmt er Wendungen und Laute daraus in den Dialekt hinüber.

Das einzige, das bei diesem Dilemma wirklich gedeiht, ist das Vereinsdeutsch! Und reines, sauberes Hochdeutsch wäre gar nicht so schwer zu erlernen. In wenigen Stunden könnte es jeder normal begabte, etwas musikalische Deutschschweizer schaffen. Er brauchte nur die paar Gesetze, die ihm zugrunde liegen, kennen zu lernen. Dann würde die schöne deutsche Sprache nicht mehr so verhunzt und klänge wie Dantes Terzinen. Und unsere Dialekte stürben nicht — wenn man jedem das Seine gäbe, wenn Hoch- und Mundartdeutsch reinlich voneinander geschieden würden. Das ist aber nur möglich, wenn man beider Gesetze kennt.

Hassen denn aber alle Hochdeutsch? Ist es allen eine Fremdsprache? — Zunächst: wer haßt es? Vor allem die, die es selber nicht beherrschen, die es „wie auf Glatteis“ reden. Es fällt auf, daß in unseren katholischen Gegenden kultivierter gesprochen wird als in den protestantischen: reines sauberes Hochdeutsch!

Als Radioreporter mache ich da manchmal interessante Entdeckungen: in einer Landschule hörte ich Drittklässler Spittelergedichte vortragen, mit einer Sauberkeit der Diktion, daß es eine Freude war. — Und die Radiogeneration, die mit dem Lautsprecher aufwächst? Da fängt so ein Dreikäsehoch zur Verwunderung seiner schweizerdeutschen Eltern plötzlich an, der Lautsprecherstimme hochdeutsch zu antworten! Mit der Genialität des Kindes wurde spielend Hochdeutsch erlernt! Der Radiobriefkasten ist ein gutes Barometer: in Sachen Musik kommen die Reklamationsbriefe kiloweise. Man verlangt „schweizerdeutsche Musik“, Jodel, usw. Beschwerdebriefe wegen Hochdeutsch sind selten. Hartnäckig reklamiert wurde aber seinerzeit gegen den Nachrichtenverkünder, der in „ousgesprochenem Allemang fédéral“ referierte, so daß wir Studiosprecher, unsere Hände in Unschuld waschend, ansagen mußten: „Sie hören die neuesten Nachrichten, gelesen von einem Sprecher der Depeschenagentur“.

Suchen wir einmal die störenden Ingredienzen im Hochdeutschen heraus. Ich habe schon beobachtet, daß es nur wenige Laute sind, die dem Unkundigen auf die Nerven gehen. Das sind einmal die schwankenden Quantitäten: ich fange ahn, ich trete ahn, ich läute ahn, gegenüber: ich fange an (kurzes a) usw. Dahs Haus, dahs Pferd gegenüber das Haus, das Pferd usw. Ähnlich: wahs und was u. s. f. Nachzuweisen, daß die kurzen Formen logischer, sprechbarer und schöner sind, würde zu weit führen. Sicher aber ist, daß Beschwingtheit — Schneidigkeit — Forscheit oder Schnoddrigkeit (ja, welches nun?!) auf die verschiedenen schweizerischen Temperamente bestimmte Wirkungen haben. — Da wäre ferner die Endsilbe —ig, die nach „Siebs, Deutsche Bühnenaussprache, Hochsprache“ (der „Aussprachebibel“) als —ich auszusprechen ist. (Sog. vorderer Reibelaut.) Bei nachfolgendem Vokal: =ig (Könich, aber Könige). Man fordere irgendwen auf, den Reichsdeutschen zu karrieren, er wird sagen: „Isch bin dosch ein Zürscher, meine isch, nischt wahr?“ Interessant, der Deutsche sagt nie „isch“ für „ich“, aber dieser Laut, der dem Schweizer als einziger Laut etwas Schwierigkeiten bietet, hat's ihm angetan! — Nun, der österreichische Schauspieler ist darin nicht ganz normentreu: er sagt gerne sein —ig. Darüber könnte man diskutieren, scheint doch die Festsetzung —ig = —ich wirklich etwas willkürlich. (Immerhin, sie hat ihre sprachmechanischen Gründe!) Bei der maschinellen Übertragung (Mikrophon, Lautsprecher, Grammophonplatte, Tonfilmband) wäre sogar die —ig-Form zu bevorzugen, denn die Zisch- und Reiblaute f, sch, z, s, ch führen ins Gebiet der hochfrequenten, d. h. ganz hohen Töne, die beim heutigen Stand der Technik noch nicht lautgetreu übertragen werden können. G dagegen kann lautgetreuer übertragen werden.

Wir leben in einer ungewöhnlichen Zeit. Man besinnt sich mehr denn je auf sein Schweizertum, auf seine angestammten Güter, und wirft Fremdes als Schlechtes über Bord. Dabei entdeckt man, daß die jüngere Generation „keine Ahnung mehr hat von Dialekt“. Was tun? Etwas künstlich, will mir scheinen, wird das Problem angepackt. Rascher bringt eine Broschüre heraus, in der Emil Baer die eidgenössische Seele mit Alemannisch retten will. Die 150 Seiten ergehen sich leider nur in Allgemeinem und geben keine Proben vom neu zu schaffenden „Hochalemannisch“, das sich „mit keinem unserer Dialekte genau deckt und sich vom Hochdeutschen scharf scheidet“. Ich würde mir einen Sport daraus machen, dieses Idiom vor der Öffentlichkeit zu sprechen, wenn die Sprachmischer sich noch zu meinen Lebzeiten einigen sollten. Ob es erfolgreich sein wird? Ich bin skeptisch. Die Erfolge von Esperanto und ähnlichen Gebilden machen mich nicht gerade zum Optimisten. — Aber, habe ich mir schon gesagt, könnte man nicht einen goldenen Weg der Mitte wählen ... und einfach schweizerdeutsche Klänge ins Hochdeutsche hinübernehmen. Keller und Spitteler haben auch Alemanismen „eingedeutscht“. — Hören wir einmal hin! Was sind das für Klänge, die fast allen Dialekten innewohnen, im Hochsprachlichen aber abgestreift worden sind? Das nachlautende e: der Spiegel — de Spiegel. Wie klänge das? „O mein Heimatland, o mein

Vaterland, wi—e so innig, feurig li—eb ich dich!“ — Wir gewöhnen unserer vokalarmen deutschen Sprache Lautfälle zurück. Wie würde man es mit st und sp halten? Ganz einfach: „Schönschte Ros, ob jede mir verblich, duftesch noch an meinem öden Schtrand.“ Ein Problem für sich wäre der Diphthong ei (ai). Der Berner deutet ihn als e+i, der Basler als a+i, der Zürcher fast schon als a+e und kommt damit dem Hochdeutschen vielleicht am nächsten. Wenn die drei aber ihren Dialekt reden, dann ist ei für sie in der Mehrzahl der Wörter ei gleich i. Bleiben wir dabei! Wir kommen damit unserm Sprachgefühl näher: „O min Heimatland! O min Vaterland! Wi—e so innig, feurig li—eb ich dich! Schönschte Ros, ob jede mir verblich, duftesch noch an minem öden Schtrand.“ Man sage sich diese Zeilen mehrmals her, man wird staunen, wie rasch sich das Ohr gewöhnt.

Ich frage mich: Ist denn sprachliche Autarkie nötig? Gewiß läuft unser Schweizerdeutsch Gefahr, zu verblassen, sich dem Hochdeutschen, der nachbarlichen 60 Millionen anzugleichen. Nun — so treiben wir sprachlichen Heimatschutz, sammeln wir Mundartaussprache, wie alte Möbel, mit denen wir unsere heimeligste Stube ausstaffieren. In meiner Eigenschaft als Radiosprecher bin ich mir einer solchen Pflicht bewußt und gehe ihr mit ausgesprochenem Vergnügen nach. — Aber daneben bin ich auch gern offiziell, also hochdeutsch.

Man beklagt die „sterbende Eigenart“. Das korrekteste Hochdeutsch eines Schweizers wird immer noch Eigenart besitzen, weil es über und hinter aller Artikulation noch etwas gibt, das „Sprachmelodie“ heißt. Sie charakterisiert erst die Sprache eines Menschen, spiegelt ihn, sein Temperament, seine Gesinnung, seine Landschaft.“

Zum Friedensgedanken

Völkerbund und Schule. Plan einer Ausstellung.

Die kant. bernische Erziehungskommission der Völkerbundsvereinigung plant in Verbindung mit der schweiz. Erziehungskommission die Organisation einer Ausstellung, die der Völkerbunds- und der Friedensarbeit in unseren Schulen gewidmet sein soll. Sie wird vor allem orientieren:

1. über die Geschichte des Friedensgedankens im Laufe der Jahrhunderte;
2. über die Entstehung und Organisation des Völkerbundes;
3. über die Aufgaben des Völkerbundes (politische, wirtschaftliche, soziale und humanitäre Aufgaben);
4. über in- und ausländische Vereinigungen und Organisationen zur Förderung des Friedensgedankens im Sinne des Völkerbundes;
5. über die Stellung der Schweiz im Völkerbunde.
6. über unterrichtliche und erzieherische Möglichkeiten zur Förderung des Friedensgedankens.

Um die Gruppe 6, die uns besonders am Herzen liegt, eindrücklich gestalten und mit praktischen Beispielen bereichern zu können, wenden wir uns hiermit an Lehrer und Lehrerinnen, die Versuche gemacht und Erfahrungen gesammelt haben, wie dem Friedensgedanken in unseren Schulen gedient werden kann. Wir bitten sie, uns ihre Anregungen und Ratschläge zukommen zu lassen. Besonders erwünscht sind zweckdienliche Präparationen, Lektions-Skizzen, Schülerarbeiten, Schülerbriefwechsel und dergleichen. Wir ersuchen alle, die geeignetes Material besitzen, uns dasselbe zur Verfügung zu stellen und uns möglichst bald mitzuteilen, daß wir für die geplante Ausstellung damit rechnen dürfen.

Außerdem bitten wir Lehrer und Lehrerinnen, die bereit sind, im Laufe des Jahres derartiges Material zu erarbeiten, uns ihre Namen in der nächsten Zeit bekannt zu geben.

Mitteilungen und Zusendungen wolle man richten an Herrn H. Cornioley, Lehrer, Schulweg 2, Bern.

Für die kant. bern. Erziehungskommission der Völkerbundsvereinigung: H. Cornioley.
Für die schweiz. Erziehungskommission der Völkerbundsvereinigung: Pierre Bovet, Genf.

Die Schallplatte, ein neues Mittel zur Sprecherziehung im Deutschunterricht

Seit vielen Jahren bemüht sich die Grammophonindustrie um einwandfreie Aufnahmen berühmter Sprecher der Bühne. Prunkstücke aus Dramen, Balladen, ja sogar lyrische Gedichte wurden gesprochen von Lieblingen des Publikums und auf Platten „abgezogen“. Wer sich solche Platten anhört mit der stillen Hoffnung, für sich oder vielleicht gar für seine Schüler Gewinn davonzutragen, der wird wohl in den meisten Fällen mit Enttäuschung, ja mit Unwillen die Unmöglichkeit eines solchen Versuches eingesehen haben. Ein Bild drängt sich auf: Diese Platten sind Theater in der Dunkelkammer. Die Platte faßt eben nichts von der Gebärde, von der fesselnden Persönlichkeit des Rezitators, durch sie spricht nur noch das Wort an sich, seine mehr oder weniger sinnvolle Gestaltung. Erschreckend, ja widerlich tritt es da zutage, was in solchen Aufnahmen an Manieriertheit, Effekthascherei, an willkürlicher Zerkünstelung selbst einfacher Gedichte schon geleistet wurde.

Es ist eine mühselige, entsagungsvolle Arbeit, aus diesem Trümmerfeld der Sprechplattentechnik einen Weg zu finden. Dieser Weg kann nur über den *Dienst an unserer Sprache*, über den *Dienst am Wort des Dichters* führen.

Dienst an unserer Sprache: Die Platte muß Unterrichtsplatte werden, Mittel der Sprecherziehung. Langsam setzt sich endlich die Einsicht durch, daß Erziehung zu einer schönen, zuchtvollen Aussprache des Hochdeutschen zu den vornehmsten Aufgaben unserer Schule gehört. Diese Aufgabe ist für uns Schweizer Lehrer ganz besonders schwer und verantwortungsvoll, da nach der Artikulationsart das Hochdeutsche für uns eine Fremdsprache ist. Jeder Lehrer ist heute bestrebt, seine Schüler mit den Artikulationseigenheiten der zu erlernenden Fremdsprache vertraut zu machen. Phonetische Übungen, — oft mit Hilfe von Sprechplatten —, sind im fremdsprachlichen Unterricht zur Selbstverständlichkeit geworden. Nur im Deutschen überwiegt immer noch der Schlendrian unseres Schulschweizerdeutschen und führt zu der „beschämenden Tatsache, daß wir weder gutes Hochdeutsch noch gutes Schweizerdeutsch sprechen können“ (Greyerz). Wer dagegen „dem Hochdeutschen sein Recht zukommen läßt, duldet auch nicht, daß seine Muttersprache, die Mundart, mißhandelt werde“ (Bächtold, Kreuzlingen, Wege zum sinnvollen Lesen). Verantwortungsgefühl für Hochdeutsch und Mundart zwingt uns, endlich ernst zu machen mit der phonetischen Schulung von Lehrern und Schülern. Wir bedürfen ihrer ebenso sehr im Deutschen wie im Französischen. An Lehrbüchern der Phonetik fehlt es nicht. Für uns Schweizer ist erst vor kurzem das Büchlein „Sprechtechnik für Deutschschweizer“ von Christian Winkler erschienen. Doch ist „Phonetik eine praktische Wissenschaft, die man können und ständig üben muß“ (Bächtold). Wirksamer als alle Lehrbücher, ist fraglos der vorbildlich gesprochene Laut, das vorbildlich gesprochene Wort. Da setzt die Aufgabe der Sprechplatte ein. Das haben in Deutschland Drach, Lebede, Christians u. a. erkannt.

Im Auftrage eines vom Pestalozzianum in Zürich gebildeten Ausschusses hat Herr *Emil Frank*, Lehrer und Lehrbeauftragter für Sprechtechnik an der Universität Zürich, mit Unterstützung der Firma Hug & Cie. vorerst drei solcher Platten für den Deutschunterricht geschaffen. Die erste dieser „His Master's Voice“-Platten enthält eine gedrängte Zusammenstellung der Hauptschwierigkeiten und Fehler des hochdeutschsprechenden Schweizer. Unsere häßlichen Diphthonge, das *ch*, *l*, *f*, *s*, *sch*, die häufigsten Verschleifungen und Ausgleichungen werden aufs Korn genommen. So reich ist die Platte gespickt, daß sie in uns den Wunsch weckt: Hätten wir doch mehr solcher *Lautlehre*-platten eines so guten Sprechers, der als Schweizer um die Nöte unserer Artikulation aus langjähriger Erfahrung weiß. Das wäre ein wirklicher Gewinn für die Schüler, zumal aber auch für uns Lehrer. Denn wie wenige haben die Möglichkeit, Sprechkurse zu besuchen. Auf der Platte aber kommt der Sprechkurs in unser Haus, wo wir im stillen Kämmerlein üben können. — Voraussetzung für den so wünschenswerten Ausbau von Sprechplatten

ist aber die Erkenntnis der Lehrerschaft, welche wertvolles Hilfsmittel ihr damit in die Hand gegeben worden ist. Die Schweiz ist klein, umgekehrt proportional soll das Interesse der Lehrer sein, wenn das Unternehmen finanziell möglich werden soll.

Dienst am Wort des Dichters: Daß es sich für Frank darum allein, niemals um blendende Wirkung handelt, das zeigt sich sehr schön an den zwei anderen Platten. Eine Prosaplatte enthält einen Abschnitt aus *Federers*: „Die Berge nehmen mich aufs Knie“ und *Gotthelfs*: „Wie Uli, der Knecht, vom Hagelschlag heimgesucht wird“. In diesen Prosastücken sollen vor allem Betonung, Tonfall und Zeitmaß im gestaltenden Lesen dargetan werden. Auf einer dritten Platte finden wir vier *Gedichte G. Keller*: *Waldlied*; *C. F. Meyer*: *Mit zwei Worten*; *Rilke*: *Der Panther*; *Stamm*: *Der Blinde im Frühling*. Hier liegt das Schwergewicht naturgemäß auf dem künstlerisch gesprochenen Wort.

Da regen sich wohl die Einwände: Langen wir damit nicht wieder bei der eingangs charakterisierten und verurteilten Sprech-künstlerplatte an? Ist es überhaupt wünschenswert, daß künstlerische Prosa oder gar Gedichte auf Platten abgezogen werden? Liegt nicht in der persönlichen, einmaligen Gestaltung des Wortes gerade der Reiz jedes lebendigen Vortrages?

Dies letztere bestreiten wir keineswegs, im Gegenteil. Gerade in der Schule wird das *Nacherleben* und *Nachschaffen* eines sprachlichen Kunstwerkes durch den Lehrer schlechthin unerläßlich sein für einen lebendigen Unterricht. Gerade dazu möchte aber die Sprechplatte Franks Anleitung geben. Zunächst will sie an zwei gefährlichen Klippen vorbeiführen: Während es dem einen Lehrer an Gestaltungskraft gebricht, ergeht sich der andere, allzu künstlerisch angehaucht, in originell sein sollenden, willkürlichen Interpretationen. Häufig finden sich beide Übel gepaart, das heißt, es kreuzt sich die Unzulänglichkeit der Sprechtechnik und des Gestaltungsvermögens mit dem Wunsch, doch irgendwie „bedeutend“ sprechen zu wollen. Daraus ergibt sich dann jener berühmte Schulton, der landauf und landab beim Lesen und Gedichtsprechen gehört werden kann. Gegen diesen Übelstand hilft nichts, als eine ernste, sachliche Besinnung auf das Wort des Dichters. Es allein muß in seinem ganzen innern und äußern Wert zur Geltung kommen. Unserer Gestaltung sind dadurch deutliche Schranken gezogen: auf der einen Seite müssen wir dem dichterischen Wort an Ausdruck geben, was ihm gehört und nicht weniger, auf der andern Seite aber hindert uns die Achtung vor dem Kunstwerk, uns in launenhaft, eigenwilliger, effektsüchtiger und Wirkung suchender Interpretation zu ergehen. Wir kommen auf diesem Wege zu jener Richtigkeitsbreite, innerhalb deren sich jede berechnete Ausdeutung des Gedichtes bewegen muß. Franks Bemühen war es, eine solche vorbildliche Gestaltung innerhalb der Richtigkeitsbreite zu schaffen und damit für Lehrer und Schüler *nicht bindend, aber wegweisend* zu werden. Das ist ihm unseres Erachtens vorzüglich gelungen. Man höre die köstlich frische, warme Sprache, in der uns Federer liest. Wie echt und markig klingt G. Kellers *Waldlied*, wem könnte es einfallen, aus Voreingenommenheit gegen ein reines Deutsch Franks Sprechweise unschweizerisch zu nennen? Nein, erst in solcher Ausdeutung wird dieses akustisch so herrlich geschaffene Gedicht zum wahrhaften Klangerlebnis, wir „trinken“ die Gewalt seiner Sprachmelodie.

Viel schwerer fällt es, eine verbindliche Richtigkeitsbreite für Gotthelf zu finden. Wie soll Gotthelfs Sprache, welche unserer Mundart besonders nahe steht, klingen? Wir sind nicht sicher, ob ein Berner mit Franks Art, Gotthelf zu lesen, einverstanden wäre. Aber auch dort, wo jene Richtigkeitsbreite allzu breit wird — Gotthelf ist in dieser Beziehung das schwierigste Problem — demgemäß Meinungsverschiedenheiten entstehen könnten über die Sprechweise, wird die Platte dennoch anregen, zu eigener Gestaltung anspornen. — Die Gedichtaufnahmen sind vorzüglich geraten, am vollendetsten, wie mir scheint, Karl Stammers „Der Blinde im Frühling“, dessen ganze Not und Seligkeit uns entgegenklingt. Gerade da zeigt sich scharf der Gegensatz dieser Aufnahmen zu den früheren „Sprechkünstlerplatten“. Wenn Frank künstlerische Wirkung erzielt, dann allein durch den Dienst am Wort des Dichters.

Aber wir wiederholen: Auch diese Platte will niemals den Gedichtvortrag des Lehrers ersetzen, sie soll nicht ein genießerisches Anhören des Gedichtes ermöglichen, nein, sie bleibt ein lebendiges Unterrichtsmittel für den Lehrer und den Schüler. Das Gehörte soll keineswegs nachgeäfft, vielmehr nachschaffend ermittelt werden; Lehrer und Schüler sollen die Platte hören und ausdeuten lernen. Dadurch wird das Ohr für alle Ausdrucksarten

geschärft. Die Schüler überwachen sich gegenseitig viel aufmerksamer, sie empfangen Anregung zum sprachlichen Nachschaffen, ja Freude am *eigenen Gestalten*. So erwacht im Schüler das Schönste, was wir im Deutschunterricht wecken können: Das Verantwortungsgefühl für Gehalt und Gestalt unserer lieben deutschen Sprache im allgemeinen und des dichterischen Kunstwerkes im besonderen.

Dr. Walter Schnyder, Zürich.

Schweizerische Umschau

Schüler und Wehranleihe. Auch die Jugend hilft mit, den Erfolg der Wehranleihe durch originelle Gemeinschaftsaktionen sicherzustellen. So wird gegenwärtig im städtischen *Gymnasium in Bern* klassenweise gesammelt, um aus den zusammengetrommelten Geldern Obligationen der Wehranleihe zu kaufen und sie der Verwaltung der *Reisekasse* für die obersten Klassen zu übergeben. Dadurch erhalten der Bund und die Reisekasse den nötigen Zustupf; die Kasse in Form von Zins und nachherigen jährlichen Rückzahlungsquoten. Wir halten dafür, daß die Ausschreibung der Wehranleihe der Lehrerschaft Gelegenheit bietet, die Schüler über die Bedeutung dieser nationalen Aktion zu unterrichten. Dabei wäre wohl zu betonen, daß Schutz der Heimat, Friedensgesinnung und übernationale Verbundenheit nicht ausschließt, getreu der klassischen Formulierung Gottfried Kellers: Achte jedes Menschen Vaterland, das deine aber liebe!

Schweizerische Singwoche. 4.—11. Oktober 1936 in Casoja, Lenzerheide-See, Graubünden. Leitung: Alfred Stern, Zürich.

Im Zeiten- und Geistespiegel des alten Liedes und in der Begegnung mit neuer Laienmusik wollen wir uns und unsere Zeit begreifen. Wir werden uns hauptsächlich mit dem echten Volkslied aus verschiedensten Sprachgebieten der Schweiz befassen. An seinen mannigfaltigen Erscheinungsformen werden wir das handwerkliche und geistige Rüstzeug des neuen Singens erarbeiten. Neben der sprachlichen, inhaltlichen und musikalischen Vielfalt des Volksliedes wird uns der Formenreichtum kunstvoller alter und neuer Sätze, auch kantaten- und motettenartiger Werke ansprechen. Auch das instrumentale Musizieren soll möglichst eingehend gefördert werden. Die Loheland-Gymnastik dient der körperlichen Auflockerung, der echte Volkstanz (Leitung: Klara Stern) froher und edler Geselligkeit. Sind wir der ichbefangenen Einstellung enthoben, an das höhere Gesetz und Geschehen des Kunstwerkes (und sei es nur ein Volkslied) gebunden, wirkt sich in uns die menschenbildende moralische Kraft des Liedes und der Musik aus im gemeinsamen Singen und Musizieren.

Das genaue Programm, sowie weitere Auskunft sind in Casoja zu haben.

Casaja, Volkshochschulheim für Mädchen, Lenzerheide-See, Graubünden. Am 26. Oktober 1936 beginnt in Casoja ein neuer fünfmonatiger Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage und dauert bis 20. März 1937.

Unter der Führung zweier Haushaltungslehrerinnen besorgen die Mädchen den ganzen Casojahaushalt.

Die theoretischen Stunden umfassen folgende Gebiete:

Hauswirtschaftslehre	Hygiene der Frau
Ernährungslehre	Bürgerkunde
Säuglingspflege	Soziale Fragen
Erziehungsfragen	Religiöse Fragen
Einführung in die Literatur	Friedensfrage.

Wintersport und Gymnastik, Pflege von Musik und Gesang helfen die Tage froh und abwechslungsreich zu gestalten.

Es hat sich gezeigt, daß für gewisse Fragen des Lebens erst bei älteren und reiferen Mädchen das Interesse vorhanden ist oder geweckt werden kann. Aus diesem Grunde beabsichtigen wir, falls sich für diesen Winter mehrere Mädchen unter 17 Jahren anmelden, mit diesen eine Arbeitsgemeinschaft zu bilden, in der wir über Fragen sprechen würden, die ihnen besonders nahe liegen und ihnen dafür diejenigen Stunden zu erlassen, die

mehr den Älteren angepaßt sind. In dieser Arbeitsgemeinschaft würden wir event. auch einen Französischkurs durchführen.

Das Kursgeld beträgt Fr. 670.—. Für Mädchen, die nicht in der Lage sind, das volle Kursgeld zu bezahlen, versuchen wir mit Hilfe fremder Instanzen für den Restbetrag aufzukommen.

Anfragen und Anmeldungen mit selbstgeschriebenem Lebenslauf sind zu richten an:

Casaja, Lenzerheide-See, Graubünden, Tel. 72 44.

Berufslager für stellenlose Kaufleute. Bei den kaufmännischen Angestellten hat die Arbeitslosigkeit einen großen Umfang angenommen. Dies geht schon daraus hervor, daß bei der Schweizerischen Kaufmännischen Stellenvermittlung nahezu 3000 Stellenbewerber eingeschrieben sind. Die Notlage bei den jungen Berufstätigen ist besonders groß. Es ist auch Gefahr vorhanden, daß diese jungen Kaufleute körperlich und moralisch Schaden erleiden. Darum hat der Schweizerische Kaufmännische Verein seit Jahren Arbeits- und Berufslager für junge kaufmännische Angestellte eingerichtet. Gegenwärtig bestehen solche auf der Strahlegg (Kanton Zürich), auf der Alp Spitzberg (Berner Jura) und auf der Frohbürg ob Olten. Nächstens wird vom Kaufmännischen Verein in Verbindung mit dem Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit ein Berufs- oder Bildungslager in Rolle eröffnet. Dort werden stellenlose kaufmännische Angestellte der deutschen Schweiz aufgenommen, die sich über gute Sprachkenntnisse ausweisen und später als Korrespondenten tätig sein wollen. In diesem Lager wird der Unterricht in der französischen Sprache erteilt; dazu werden die Lagerinsassen noch in der englischen und italienischen Sprache, in Stenographie und Maschinenschreiben unterrichtet. Es ist dies das erste Lager in dieser Art. Anmeldungen können an das Zentralsekretariat des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins in Zürich, Talacker 34, oder an die Kantonalen Arbeitsämter gerichtet werden.

XI. Fortbildungskurs des Schweizerischen Hilfsverbandes für Schwererziehbare, Deutschschweizerische Sektion. 10.—12. November 1936 in Thun, Aula des Progymnasiums, Pestalozzistr. Kursleiter: Dr. phil. P. Moor, Zürich.

Programm. Leitthema: Erfolg und Mißerfolg in der Anstalts-erziehung.

Dienstag, den 10. November Eröffnung des Kurses. Prof. *Hanselmann*: Erfolg und Mißerfolg in der Erziehung. *Kurzreferate* einzelner Anstaltsleiter über je ein Beispiel von Erfolg und Mißerfolg. Bis jetzt haben zugesagt: Sr. E. Feigenwinter, Großlützel/Bern; Herr Brunner, Luzern; Fräulein Kronauer, Stäfa/Zürich; Hr. Müller, Reinach b. Basel.

Hauptversammlung Mittwoch, den 11. November. Dr. *Moor*: Erziehungsideale und Erziehungswirklichkeit, mit besonderer Berücksichtigung der heilpädagogischen Situation. *Allgemeine Aussprache.* Nachmittags: Anstaltsbesuche. Öffentlicher Vortrag von Dir. Baumgartner.

Donnerstag, den 12. November. Dir. *Frei*, Lütisburg: Grenzen im Erzieher. Referent noch unbestimmt. Schranken und offene Wege in der Psychopathenerziehung. Aussprache.

Der Verband hat durch den „Hotel-Plan“ ein Abkommen mit dem Schloßhotel Freienhof in Thun getroffen, wonach Unterkunft und 2 Tage volle Verpflegung (vom Nachtessen am Dienstag bis inkl. Mittagessen am Donnerstag) inkl. Service auf Fr. 16.— zu stehen kommen. Bestellte Karten werden gegen Postcheckbezahlung zugesandt oder gegen Barbezahlung am